

Zwei amerikanische Dirigenten:



Bach oder Jazz,
Musical oder Sinfonie –
Musik ist Musik!

Leonard Bernstein

Wenn ein Philharmonie-Chef ein Musical komponiert, das zum größten Broadway-Erfolg der Gegenwart wird, dann darf man das getrost eine Sensation nennen.

Sprechen wir von Leonard Bernstein, dem 41 Jahre jungen Mann aus Massachusetts, der von sich selber sagt: „Musik ist Musik, und ehe ich mich zur Ruhe setze, will ich alles versucht haben!“

Nun, dieser musikalische Draufgänger aus der amerikanischen „Beat-Generation“ hat vielerlei versucht. Die Acht-Millionenstadt am Hudson verehrt ihn wie einen Baseball-Star. Die „Langhaarigen“ und die „Kurzhaarigen“, die Klassikfreunde und die Jazzfans, die Gesellschaftsdamen der „Siebten“ und die Jungen aus Greenwich-Town nennen ihn burschikos „Lennie“. Das klingt, als wollten sie sagen: Dieser Philharmonie-Chef ist einer von uns! Ihm steht der Frack genauso gut wie das Buschhemd.

Es gibt heute wohl kaum einen Musiker, der eine größere Spannweite mit Erfolg demonstriert, als Lennie Bernstein.

Er schrieb Schlager, die wegen ihrer provokanten Texte und ihrer ausgepichteten Melodien auffielen: „Ich hasse Musik“, „Rag der falschen Noten“, „Großartig, daß es mich gibt!“

Er komponierte die harte Filmmusik zu Marlon Brandos „Faust im Nacken“.

Er überraschte New York mit dem Musical „West Side Story“, das in einem erfolgreichen Marathonlauf am Broadway und in London sich ebenbürtig neben „My fair Lady“ behauptete.

Er komponierte zwei Sinfonien, eine Serenade für Violine, Streichorchester und Schlagzeug, eine Kurzoper, mehrere Ballette und musikalische Komödien.

Er hält Fernsehvorträge mit Orchester-Demonstrationen vor 45 Millionen Zuschauern (from coast to coast) über Bach und Jazz, Kontrapunkt und Oper. Er machte die klassische Musik telegen.

Mit einem Erfolg, der die großen Erwartungen übertraf, beendete Leonard Bernstein seine Europagastspiele. Die Konzertbesucher bestaunten einen Meister am Dirigentenpult von magischer Vitalität, aus einem Guß.

Der Künstler mit seiner Gattin auf dem Flugplatz, der ihn so häufig sieht wie der Konzertsaal.



Nach dem Urteil von Fachleuten wäre er einer der größten Klavier-Virtuosen geworden, wenn er sich ausschließlich auf das Klavierspiel konzentriert hätte. Bei Klavierkonzerten beweist er gelegentlich sein eminentes Können; er lenkt vom Flügel aus das Orchester.

Als neuer Chef der 116 Jahre alten New Yorker Philharmonie verlieh er diesem Klangkörper, der seit Toscaninis und Bruno Walters Abgang etwas im Schatten der Philharmonien von Boston und Philadelphia stand, wieder seine Erstrangigkeit.

Fügen wir diesem fast unmenschlichen Pensum noch hinzu, daß Leonard Bernstein gelegentlich Sonette schreibt, sechs Sprachen beherrscht (deutsch, französisch, italienisch, spanisch, hebräisch und lateinisch) und als Musikpädagoge an der Brandeis-Universität fast so etwas wie eine nationale Einrichtung wurde.

Sein Terminkalender ist stets randvoll gefüllt. Gegen 3 Uhr morgens pflegt er ins Bett zu wanken, um sich von Proben, Aufführungen, Interviews, Konferenzen oder vom Kaviar der Künstlerempfänge mit fünf Stunden Schlaf zu erholen.

Dennoch: Hinter vielen Äußerlichkeiten, die an den Lebensbetrieb eines geschäftigen Stars erinnern, verbirgt sich ein ernsthafter Künstler, ein starker Charakter.

Über allem steht das echte Können. Leonard Bernstein ist nach ausländischen Koryphäen wie Gustav Mahler, Willem Mengelberg, Arturo Toscanini, John Barbirolli und Dimitri Mitropoulos der erste „waschechte Amerikaner“ am Pult der New Yorker Philharmoniker. Er ist eigentlich der erste in den Vereinigten Staaten geborene Dirigent, der internationale Bedeutung errang.

Wie soll die Story dieses außergewöhnlichen Mannes, der sich wie ein verspäteter Renaissance-Mensch durch das Atomzeitalter bewegt, nun weitergehen? Wird er es schaffen, die schöne und reiche Welt der Musik weiterhin mit schöpferischer Kühnheit zu durchmessen und dabei jene ausgereifte Substanz bewahren, die er heute etwa mit seinen Beethoven-Interpretationen beweist?

Ein Freund des „Wunderkindes“ sagte: „Oft sitzen wir nachts beieinander, trinken irgendetwas Dampfendes und sprechen darüber, wie es wohl sein wird, wenn man erst mal richtig erwachsen ist.“

(Besprechungen von Schallplattenaufnahmen mit Leonard Bernstein wird das fono forum laufend veröffentlichen.)

Im übrigen: mein Spezialgebiet ist die Musik vom Ende des 17. Jahrhunderts bis etwa 1963!

Dean Dixon

Können Beliebtheit bei Orchestermusikern, Publikum und Presse ein Grund dafür sein, einen Dirigenten nicht wiederzuengagieren? Ich will es nicht glauben, aber Dean Dixon zählt mit strahlender Miene die Beispiele auf, denn er hat die Erfahrung nicht nur einmal, sondern wiederholt gemacht. Da sind die Chefdirigenten, die Konkurrenz-allergisch sind, da sind die Generalintendanten, die aus diktatorischen Gelüsten keinen Chefdirigenten neben sich haben wollen. Es ist ja auch nicht ohne Pikanterie, wenn die Musiker Petitionen unterschreiben, in denen sie das Engagement eines bestimmten Dirigenten fordern. Wo immer das geschieht (und es geschieht durchaus nicht nur im Ausland, wie ich in meiner Naivität zuerst annahm), weiß Mr. Dixon, daß er das betreffende Orchester wahrscheinlich zum letztenmal dirigiert hat. Aber er lacht darüber, und er kann es tun, weil es ihm nicht auf die Zuneigung der Chefs, sondern auf das menschlich-warme Sympathiegefühl ankommt, das ihm noch alle Musiker, mit



Daß der Chefdirigent der New Yorker Philharmoniker für seine Kinder Jamie und Alexander Serge noch Zeit findet, wundert jeden, der Bernsteins Arbeitspensum kennt.

denen er zusammen musiziert hat, entgegengebracht haben. Und diese Einstellung hat sich auf die Dauer bewährt.

Sie hat ihm auch den Weg durch die europäischen Konzertsäle geebnet — nicht die Bemühungen irgendwelcher Manager, auch nicht die Publicitywoge seiner guten Kritiken. Es waren die Musiker, die seinen Ruhm gemacht haben. Es begann damit, daß er Anfang der fünfziger Jahre in Paris ein Konzert der Radiodiffusion française dirigierte. Und da die Pariser Orchester wohl verschiedene Namen, aber meistens die gleichen Musiker haben, schlossen sich sehr bald weitere Konzerte an: mit dem Pasdeloup-, dem Lamoureux- und dem Conservatoire-Orchester. Die Musiker waren zu den Orchesterdirektionen gegangen und hatten gesagt: also den Monsieur Dixon, den müßt ihr unbedingt einmal engagieren! Und auf Paris folgten andere Städte in Frankreich, folgten Skandinavien und Deutschland, Österreich, England und Italien, und von den Ländern des Ostblocks die Tschechoslowakei, Ungarn und Polen. Es war der Beginn einer Karriere, die ihn heute durchschnittlich 340 Tage im Jahr unterwegs sein läßt.

„Und was ist mit Amerika? Sie sind doch Amerikaner?“

„Sagen wir, daß ich einen amerikanischen Paß besitze,“ entgegnet er mir — und dabei lacht er nun gar nicht mehr.

Mit einiger Mühe hole ich aus ihm heraus: er ist in New-York-City — von sehr englisch-nationalitätsbewußten Eltern — geboren, hat die üblichen Schulen durchlaufen, war an der Columbia-Universität immatrikuliert (wo er sich zwei Jahre mit seiner Doktorarbeit über moderne Beethoven-Instrumentationen beschäftigte, um sie kurz vor ihrem Abschluß hinzuwerfen, weil er zu der Überzeugung gelangt war, daß es nach-



gerade ein Frevel sei, auch nur eine Note in Beethovens Manuskripten zu ändern), hat auch an der Juillard School studiert (in dessen Orchester er an jedem Instrumentenpult gesessen hat), und dann...

„Und dann...?“

„Na ja, die großen Orchester haben mich halt alle einmal engagiert, das Boston-, das Philadelphia-Orchester und die anderen, der Erfolg bei Musikern, Publikum und Presse war einhellig — aber man hatte ja nun seinen Beitrag zur Überwindung der Rassenschränken geliefert. Mehr wäre von Übel gewesen.“

Und seine Frau spricht von den außerordentlich harten Jahren, die er damals in Amerika durchgemacht hat.

„Aber das liegt ja nun glücklich hinter Ihnen, denn hier in Europa haben Sie Ihrer Hautfarbe wegen doch sicher nicht gegen derartige Vorurteile anzukämpfen?“

„Sagen Sie das nicht zu laut! Sie sind hier natürlich nicht so verbreitet. Aber es gibt sie auch hier. Sie sind allerdings subtiler. Ich könnte Ihnen von einem kürzlichen Gastspiel in Mannheim erzählen, wo es ein paar Abonnenten so impertinent fanden, einen Neger Brahms Dritte dirigieren sehen zu müssen, daß sie es vorzogen, dem Konzert fernzubleiben.“ Das mußte ihn besonders kränken, weil er gerade zu Brahms ein intensives persönliches Verhältnis hat. Zu Brahms und zu Beethoven — und überhaupt zur deutschen Musik. Im übrigen: „Mein Spezialgebiet ist die Musik vom Ende des 17. Jahrhunderts bis etwa 1963!“ Und: „Unter den lebenden Komponisten habe ich verschiedene Freunde, von denen ich noch nie ein Werk dirigiert habe, und in meinem Repertoire habe ich viele Werke von lebenden Komponisten, denen ich nie begegnet bin.“ Auf die Frage nach einem ihn besonders interessierenden, zeitgenössischen deutschen Komponisten

nennt er mir Orff. Aber er hat auch ein offenes Herz für den Jazz — „für guten Jazz“, fügt er hinzu, „wie eben überhaupt für alle gute Musik“!

Seine Schallplatten-Beziehungen sind nicht erst so jungen Datums, wie die deutschen Kataloge vermuten lassen. Er hat schon vor Jahren eine Reihe von Westminster-Aufnahmen gemacht, von denen er aber nichts mehr wissen will. Sein Exklusivvertrag mit Ariola bedeutet den Beginn eines neuen Karriereabschnitts — das haben auch die anderen Schallplattenproduzenten gemerkt, die plötzlich mit den verlockendsten Angeboten an ihn herantreten sind. So sieht er sich vor die Wahl gestellt, entweder diesen Exklusivvertrag zu verlängern oder auf Titelverträge überzugehen. Die Chance, mit Ariola zusammen ein umfangreiches Repertoire aufzubauen ist verlockend. Wir dürfen sicher sein, daß die bisher erschienenen vier Aufnahmen erst den Start des Schallplatten-Dirigenten Dean Dixon bedeuten. (Siehe Bericht und Kritik.)

Nein, eine Hi-Fi-Kombination habe er nicht, antwortet er auf meine Frage. Wozu auch, da er ja ohnehin nie zu Hause sei (er wohnt in Rom — in Amerika ist er seit 1952 nicht gewesen!). Seine Kinder (drei an der Zahl) hätten einen einfachen Plattenspieler und der genüge ihren Ansprüchen, die gegenwärtig noch nicht über die neuesten Schlager und Rock'n Roll hinausgingen. Aber später, wenn er sich irgendwo einmal fest niederlassen würde, dann müßte natürlich auch ein Hi-Fi-Set herbei. Wann dieses „später“ sein wird, kann er mir allerdings nicht sagen. Vielleicht, wenn man ihn eines Tages doch einmal als „General“ irgendwohin holt. Unmöglich sei schließlich nichts auf der Welt. Vielleicht setzt sich eines Tages auch bei den Intendanten die Erkenntnis durch, daß die besten Konzerte dann zustandekommen, wenn Dirigent und Orchester an einem Strange ziehen! Horst Koegler